

Simon Lelic

DAS
KIND
DAS
TÖTET

Roman

Aus dem Englischen von
Stefanie Jacobs

DROEMER 

Die englische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»The Child Who« bei Mantle, London.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



© 2012 Simon Lelic

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2013 Droemer Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Regine Weisbrod

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildungen: © Robert Jones/Ayal Ardon/

Roy Bishop, Arcangel Images

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-19943-5

Für Sue und Les

»Die Männer waren gekommen,
um die Kinder zu töten,
die das Kind getötet hatten,
weil es nichts Schlimmeres gibt,
als ein Kind zu töten.«

Blake Morrison, Jamie

Die Welt brodeln. Gleißende Scheinwerfer, Hupen jaulen auf, und die Fahrer hinter ihr, die wild gestikulierend auf die äußere Spur ausweichen, rufen Beschimpfungen durch den Regen.

Im Wagen ist es ruhiger, jedoch nicht in ihr. Sie fühlt sich lädiert, vom Kurs abgekommen. Das Radio ist an, aber sie hört nicht mehr hin. Sie hält das Handy in der einen Hand und den Kopf in der anderen. Auf dem Display stehen der Name ihres Mannes und die Nummer, die sie in den letzten zehn Jahren immer seltener gewählt hat. Hast du schon gehört?, könnte sie fragen, aber natürlich wird er davon gehört haben. Was ist passiert?, könnte sie fragen. Wie haben sie ihn denn nun ...? Aber er weiß sicher auch noch nicht mehr als sie, und selbst wenn, würde er es ihr nicht sagen.

Es tut mir leid, könnte sie sagen. Aber es tut ihr nicht leid, überhaupt nicht. Und es ist ja auch kein Trauerfall, jedenfalls nicht in dem Sinne, dass man niedergeschlagen sein müsste. Es ist ein Todesfall, aber zugleich eine Erlösung. Ein Höhepunkt. Der Kreis schließt sich. Na dann, herzlichen Glückwunsch. Ihr Schluchzen ist beinahe ein Lachen.

Sie lässt das Handy sinken und blickt durch zerfließendes Glas hindurch auf Bremslichter. Dann wischen die

Scheibenwischer, und die Welt wird wieder klarer. Sie schließt die Augen.

Ein Hämmern am rechten Ohr lässt sie aufschrecken. Sie zuckt zusammen, das Handy fällt herunter, und als sie sich umdreht, blickt sie draußen vor der Scheibe in ein Gesicht, das sie finster anstarrt. Es ist gelb gesäumt, und drum herum blitzt Blau auf.

Das ist Brahms, denkt sie. Im Radio. Brahms oder Berlioz. Ein Wiegenlied auf jeden Fall, und mit einem Mal ist sie so müde wie niemals zuvor. Es ist also vorbei. Sie haben ihn gefunden, sie haben ihn getötet. Ein klareres Ende könnte die Sache nicht nehmen. Warum fühlt es sich dann an wie der nächste Anfang?

Das Polizeiauto folgt ihr bis zu ihrer Abfahrt. Viel zu früh schaltet sie den Blinker ein. Sie beobachtet den neutralen BMW hinter sich und überlegt, ob sie den Blinker noch einmal ausschalten soll. Doch sie erträgt das Klick-Klick und schickt ein Stoßgebet zum Himmel, dass es an der Ausfahrt endlich vorangehen möge. Das Polizeiauto folgt ihr immer noch. Als es sich ebenfalls in die Schlange auf der Ausfahrtspur einreihet, umklammert sie das Lenkrad fester, aber dann im Kreisverkehr fährt der BMW an ihr vorbei. Sie holt tief Luft, nimmt die feuchten Hände vom Lenkrad und rutscht auf dem Sitz hin und her. Den Rest der Heimfahrt blickt sie ebenso oft in den Rückspiegel wie vor sich auf die Straße.

Die Küche ist dunkel, und sie schaltet auch kein Licht ein, bis sie sich entschließen kann, ein Ei zu kochen. Doch dann will sich die Schale nicht lösen, spielt ihren Fingern einen Streich, und schließlich lässt sie es einfach

sein. Sie schiebt den Teller beiseite, Toast und Eierbecher und alles, und zieht ihre Teetasse und die Zigaretten zu sich heran. Und ihr Handy. Sie sieht auf das Display, nur für den Fall, dass sie einen Anruf verpasst hat, obwohl es still ist im Haus und sie das Telefon kaum aus der Hand gelegt hat. Und warum sollte er ausgerechnet *sie* anrufen? Sie wäre der letzte Mensch auf Erden, den er anrufen würde.

Sie könnte das Radio einschalten, aber sie würde es nicht ertragen. Es gibt nichts Neues, nein, ganz sicher nicht. Nur Klatsch und Spekulationen und eine Geschichte, die zum hundertsten Mal erzählt wird von Leuten, die sie nichts angeht. Außerdem will sie den Namen nicht hören, *seinen* Namen. Den Namen des Kindes.

»Scheiße!«, sagt sie. Sie scrollt bis zur Nummer ihres Mannes, und bevor sie es sich anders überlegen kann, drückt sie auf »Anrufen«.

Sofort schaltet sich die Mailbox ein. Sie legt auf, wählt dann aber noch einmal, denn die Mailbox ist vielleicht gar keine so schlechte Sache.

»Leo? Hier ist Megan. Meg. Ich hoffe ... ich meine, mir ist klar, dass es eine Weile her ist, seit wir ... Ich rufe an, weil ... wegen der Nachrichten. Also, ich hab es gehört. Im Auto, auf dem Heimweg. Ich musste kurz anhalten. Irgendwie blöd, aber ich konnte plötzlich nicht mehr klar sehen. Bestimmt auch wegen dem Regen, es hat ja geregnet. Das weißt du natürlich. Also, du bist bestimmt selber bei Regen gefahren, es hat ja kaum mal aufgehört in den letzten Wochen. Wahrscheinlich sitzt du jetzt auch im Auto, um diese Zeit kommst du ja normalerweise ... bist du ja meist ... Egal. Also, ich rufe bloß

an wegen der Nachrichten, wie gesagt, und außerdem wollte ich ...«

Der Piepton schneidet ihr das Wort ab.

Sie streift durchs Haus. Zuerst nur, um nicht weiter herumsitzen, doch dann geht sie die Ereignisse der Vergangenheit noch einmal ab. Das Wohnzimmer zum Beispiel: Da hat Leo es ihr gesagt. Sie saß da, an ihrem Schreibtisch, und er stand in der Tür, mit einer Art Lächeln auf dem Gesicht, aber er schwitzte auch und sagte, Meg, du errätst nie, was mir heute passiert ist. Aber sie konnte es erraten. Aus irgendeinem Grund wusste sie einfach Bescheid, nachdem sie an jenem Tag die Abendnachrichten gehört hatte.

Es ist reiner Zufall, dass sie diesen Raum kaum noch betritt, da ist sie sich fast sicher. Die Küche genügt ihr – die Küche, ein Bad und das halbe Schlafzimmer. In die anderen Räume einschließlich des Wohnzimmers geht sie nur noch zum Saubermachen. Eigentlich der Gipfel der Absurdität, kommt ihr jetzt in den Sinn.

Sie sollte das Haus wirklich verkaufen. Sie hatte es gewollt – sie hat darum gekämpft oder war für einen Kampf gerüstet gewesen –, aber eigentlich braucht sie es nicht. Nachdem sie es gekauft hatten, war sie begeistert gewesen, wie authentisch es war, aber jetzt wirkt es irgendwie heruntergekommener als die viktorianischen Reihenhäuser draußen vor dem Tor. Die Decke ist von Rissen durchzogen, und die Sockelleisten biegen sich von der Wand weg. Das Haus setzt sich, so hat Leo es ausgedrückt. Und nicht nur das Haus, sondern auch das Grundstück in dieser flachen, überbeuerten Gegend.

Allein die Fenster. Sie sind aus Kunststoff und längst nicht mehr weiß, sondern gelblich. Zwischen den Scheiben hat sich Kondenswasser gesammelt, so als würde ein unsichtbares Gesicht gegen die Scheibe gepresst und spähte herein, verschleiert von der kalten Nachtluft.

Sie dreht sich um und schließt die Tür, einen Augenblick zu spät, um die Erinnerung auszusperren.

Die Treppe in der Mitte des Flurs lockt sie, das Geländer wie zwei ausgestreckte Arme, doch oben auf dem Absatz befindet sich nur das Badezimmer und ihr halbes Schlafzimmer – dort oben gibt es nichts, was sie in dieser Stimmung betrachten will.

Das Arbeitszimmer: Das war sein Schlachtfeld. Jetzt ist es leer, bis auf ihren Laptop und ein paar lose Blätter. Hier saß er meist bis spät in die Nacht und plante den Weg zu seiner Niederlage. Denn dass er scheitern würde, stand von Beginn an außer Frage, es ging nur um das Wie: massiv, auf ganzer Linie oder in einem Maße, wie man es sich nicht hat vorstellen können. Meg war damals fasziniert, trotz allem, was auf dem Spiel stand. Hier hat sie gestanden, hinter seinem Stuhl, oder dort auf einem Stoß Akten gehockt.

Bitte, Meg, ich habe mein System.

Jetzt komm zum Abendessen, Leo, sonst esse ich mit deinem System.

Doch das war nur am Anfang. Bald scherzten sie nicht mehr, und bald kam sie auch nicht mehr zu ihm ins Arbeitszimmer. Damit war es vorbei, als ihr klar wurde, in was ihr Mann sie drei da hineingeritten hatte.

Als Leo schließlich zurückruft, geht sie nicht ran. Sie traut sich selbst nicht über den Weg. Sie sitzt im Arbeits-

zimmer, vor sich auf dem Monitor des Laptops das Foto, um das sie jahrelang einen Bogen gemacht hat. Es machte sie ganz krank, genau wie der Klang seines Namens, des Namens von diesem Kind. Ich weiß nicht, wie du es erträgst, dieselbe Luft zu atmen wie er, hat sie einmal zu Leo gesagt, wie du seinen ... Gestank einatmen kannst. Es war ihr nicht leichtgefallen, das richtige Wort zu finden, aber sie hatte das deutliche Gefühl, das trifft es.

Ihr Ekel kehrt zurück. Ja, das Foto ist bearbeitet. Die Augen des Jungen wirken wie schwarze Schlitze ohne Pupillen, aus seiner Haut ist jeder warme Ton herausgenommen, und die Schatten um ihn herum sind unnatürlich hart. Eigentlich lächerlich, diese plumpen Veränderungen. Vor allem unnötig, wo der verdorbene Charakter des Jungen doch auch so klar zu erkennen ist. Selbst auf den anderen Bildern, die Leo ihr gezeigt hat, sah er nicht aus wie ein Kind. Verglichen etwa mit dem Bild seines Opfers schien der Junge irgendetwas Berechnendes, Künstliches und Unaufrichtiges in sich zu haben. Irgendetwas schlummerte da.

Sie scrollt weiter zu einem Bild ihres Mannes, unbearbeitet, obwohl man es bearbeiten müsste, wenn es Ähnlichkeit mit dem Menschen bekommen sollte, zu dem ihr Mann geworden ist. So dichtes karamellbraunes Haar, und er schenkte ihm so wenig Beachtung. Nicht einmal vor einem Gerichtstermin – dem wichtigsten seiner Karriere – scheint er sich lange mit dem Kamm abgegeben zu haben. Leos Einreihler sieht für seine Verhältnisse sogar recht elegant aus, soweit sie das erkennen kann – was wahrscheinlich bedeutet, dass er sich der damals aktuellen Mode entgegenstellte. Sich der

aktuellen Mode entgegenstellen. Das beschreibt den jüngeren Leo insgesamt ganz gut.

Und vielleicht nicht nur den.

Wie sehr hat er sich eigentlich verändert? Ist das nicht genau der Knackpunkt: dass er sich nicht veränderte? Nicht verändern würde.

Auf dem Foto ist noch die Schramme auf der Wange ihres Mannes zu erkennen. Noch immer gerötet. Noch immer konnte sie bluten. Aus der Wunde ist eine Narbe geworden, erinnert sie sich, immer noch sichtbar, aber mit der Zeit verblasst. Bei manchen Wunden ist das ja so.

Er hat eine Nachricht hinterlassen. Ihr Telefon vibriert, wandert in Richtung Tischkante. Kurz bevor es herunterfällt, nimmt sie es und hält es ans Ohr. Doch sie hört nur Stille – ein, zwei Sekunden lang, dann endet die Nachricht. Er hat ihr also erst auf Band sprechen wollen, es sich dann aber anders überlegt.

Sie schaltet *Newsnight* ein. Jetzt ist es auch egal, sagt sie sich. Ihr Widerstand ist sowieso schon gebrochen.

Natürlich wird davon berichtet, auch wenn das Topthema eine schwere Tragödie im nahen Ausland ist – die hat es wohl mindestens gebraucht, um die Geschichte vom Spitzenplatz zu verdrängen.

Nach dem ersten Teil der Story schaltet sie ab: geistig, nicht den Fernseher; sie hört nicht mehr zu. Sie ist noch nicht bereit, in die Stille zurückzukehren. Sie ist noch nicht bereit, ins Bett zu gehen. Es ist noch nicht vorbei, geht es ihr immer wieder durch den Kopf. Das jetzt, so wie es ist: Das ist kein Ende. So wird sie es nicht enden lassen.

Sie steht auf. Sie nimmt die Fernbedienung und drückt genau in dem Moment auf Aus, als das Foto, auf das sie eigentlich hätte vorbereitet sein sollen, groß auf dem Bildschirm erscheint. Und genau das bleibt ihr im Kopf, als sie sich Stufe um Stufe die Treppe hinaufschleppt, die Bluse auszieht, unter die Decke schlüpft und unruhig in flachen Schlaf sinkt: das Gesicht des Kindes, das getötet hat. Des Kindes – so wird es ihr immer in Erinnerung bleiben –, das ihr ihr eigenes genommen hat.